wird sie dann erst für die Menschen farbiger Rasse übrig haben? In die Kolonien gehen die verwegensten und skrupellosesten Elemente, die schnell reich werden wollen und die sich mit Händen und Füßen wehren werden, wenn man ihnen die Möglichkeit dazu zugunsten der Eingeborenen irgendwie beschränken wollte. Und wie würde es mit der Kontrolle solcher Gesetze stehen? Was wäre der Arbeiterschutz ohne die Kontrolle durch die Arbeiterorganisationen? Die Eingeborenen hätten dem nichts an die Seite zu setzen, die Bureaukratie steht ihnen noch verständnisloser, noch abgeneigter gegenüber, als der Arbeiterschaft, die Parlamente sind weit. Kurz und gut, wir sind überzeugt, daß die beste Eingeborenenschutzgesetzgebung nur geringe Wirksamkeit ausüben wird, daß auch die sozialreformerisch verbrämte kapitalistische Kolonialpolitik eine Politik des Raubes und der Gewalt bleiben wird. Wer die Kolonialpolitik in der Gesellschaft des Privateigentums will, der muß auch alle ihre Greuel mit in den Kauf nehmen. Eine gereinigte Kolonialpolitik gibt es unter den heutigen Zuständen nicht, ist unmöglich. Und wir wollen deshalb nicht, daß das Banner der Sozialdemokratie auch nur durch die Duldung solcher Politik befleckt werde. Wir sind deshalb nach wie vor prinzipiell Gegner der Kolonialpolitik, so lange der Klassenstaat besteht. Das schließt nicht aus, daß wir, wo einmal Kolonien vorhanden sind, die die bürgerliche Mehrheit ja niemals freiwillig aufgeben wird, unter Wahrung unseres grundsätzlich ablehnenden Standpunktes alles tun, um das Los der Eingeborenen zu bessern, sie vor den Ausschreitungen der Kulturpioniere zu schützen. Es wäre deshalb gegen eine Resolution, die den sozialistischen Parteien der Kolonialmächte die Ausarbeitung von Programmen für Eingeborenenschutz empfiehlt, auch von unserem Standpunkt aus nichts einzuwenden. Aber das wäre auch die einzige Ergänzung, die wir den Resolutionen von Paris und Mainz wünschen würden.

Politische Uebersicht.

Ein offener Brief an den Reichskanzler.

„Das Herz ist mir aufgegangen, daß ich wieder in Deutschland bin!" So hat bei seiner Ankunft auf dem Bahnhof zu Frankfurt a. M. der deutsch-österreichische Genosse Pernerstorfer zu dem Genossen Quarck gesagt. Und das Deutschland, dem sein Herz entgegenschlägt, empfing ihn mit der Drohung der Ausweisung als lästiger Ausländer.

Genosse Pernerstorfer wollte am Dienstag in einer Versammlung der Frankfurter Genossen über „Die Entwicklung der Sozialdemokratie in Oesterreich" reden. Aber der Polizeipräsident der ehemaligen freien Reichsstadt gestattete dies nicht, und drohte für den Fall, daß Pernerstorfer als Redner auftrete, sofortiges Einschreiten des Ueberwachenden und Ausweisung des Gefährlichen als lästiger Ausländer an.

Genosse Pernerstorfer hat nun gegen das Polizeiverbot Protest erhoben in einem herrlichen offenen Brief an den Reichskanzler, den er in der Frankfurter Volksstimme veröffentlicht. Unsere Gegner, die da noch immer die Vaterlandsliebe mit Byzantinismus vor Fürstenthronen mit Hurraschreien und Chauvinismus gleichsetzen, können daraus ersehen, wie das Nationalgefühl eines internationalen Sozialisten aussieht. Pernerstorfer beginnt:

Als ich Dienstag früh vor Nürnberg im Eisenbahncoupé aufwachte und in die dort nicht übermäßig reizvolle Gegend hinausschaute, überkam mich, wie jedesmal, wenn ich deutschen Reichsboden betrete, ein wonniges Heimatsgefühl. Das ist der heilige Boden, auf dem dein Volk seine selbständige politische Existenz lebt — dieser Gedanke befiel mich wieder mit Macht, und ich freute mich, auf meiner Reise nach Amsterdam einige Tage in reichsdeutschen Landen verbringen zu können.

Nach einer Darlegung dessen, was er in seinem Referate zu Frankfurt anführen wollte und der Bemerkung, daß er nicht die Absicht hatte, über deutsche Verhältnisse zu sprechen, fährt P. fort:

Ist das, was ich da ausführen wollte, in Preußen zu sagen wirklich nicht erlaubt? Ich erinnere mich, Herr Reichskanzler, daß Sie sich einmal als einen Verehrer Johann Gottlieb Fichtes erklärt haben. Was hätte dieser große Deutsche zu dem Verhalten Ihrer Frankfurter Polizei gesagt, jener Polizei, für die Sie verantwortlich sind?! Oder gehören Sie, Herr Reichskanzler, zu jenen, die, um ein Wort Lassalles zu gebrauchen, die großen deutschen Dichter und Denker nur deshalb loben, weil sie sie nicht gelesen haben?

Mit scharfer Kritik verweist Genosse P. sodann auf die Ausweisung der russischen Studenten und sagt darauf:

Bei mir aber, Herr Reichskanzler, steht die Sache ganz, ganz anders, und während Sie in jenen Opfern Ihrer Laune bloß die Menschenwürde verletzen, beleidigen Sie in mir aufs äußerste mein nationales Empfinden. Es ist wahr — ich bin ein internationaler Sozialdemokrat und fahre zum Internationalen Sozialistenkongreß, aber ich habe es nie verheimlicht, daß mich mit meinem Volke ein festes und unzerreißbares Band nationaler Zusammengehörigkeit verbindet. Man kann internationaler Sozialist sein und doch warm national empfinden. Man kann, ja, man muß als internationaler Sozialist ein lebhaftes Interesse an dem Gedeihen und an der Freiheit anderer Nationen haben. Dieses Interesse ist mindestens ebenso berechtigt, als jenes, das die preußische Regierung mit der russischen verbindet, wenn es gilt, absolutistische und autoritäre Interessen zu verteidigen. Gegen den Bund der reaktionären Regierungen der Bund der freiheitsdurstigen Völker! Sie würden, Herr Reichskanzler, Einsprache dagegen erheben, wenn Ihnen jemand vorwerfen wollte, Ihre internationale Dienstbarkeit gegen Rußland sei ein Ausfluß antideutscher Gesinnung. Sie müssen daher ganz gut begreifen, daß ein deutscher Sozialdemokrat, der auf dem Boden der Internationalität steht, sich den Vorwurf der Deutschfeindlichkeit nicht gefallen zu lassen braucht. Ich bin ja nicht der Erste, der sich gegen einen solchen Anwurf verwahrt. Ich tue es in diesem Augenblick, weil Ihr Verbot mich daran hindern, zu deutschen Volksgenossen zu sprechen. Ich tue es, um zu protestieren gegen das Niveau Ihrer nationalen Gesinnung. Ein großes, geeintes Deutschland, das einen Deutschen aus Oesterreich in Preußen als „lästigen Ausländer" zu erklären droht, weil er — nicht etwa die innere Politik Deutschlands in unliebsamer Weise kritisiert, nein, bloß weil er ein Sozialdemokrat ist?! Glauben Sie in der Tat, Herr Reichskanzler, daß dies der Weg ist, auf dem Deutschland in der Welt voran und Preußen in Deutschland voran geht?

Pernerstorfer schließt mit der Erklärung:

„Neuerdings ist mir an diesem mich persönlich kränkenden Falle klar geworden, wo Deutschlands Größe und Zukunft liegt: nicht in Deutschlands Reichsregierung, sondern in Deutschlands Volke, in Deutschlands sozialdemokratischer Arbeiterpartei."

So der internationale Sozialist Pernerstorfer. Graf Bülow wird natürlich nicht antworten und die deutsche bürgerliche Presse wird mit ihm schweigen, denn sie sind viel zu „national", als daß sie sich mit einem „lästigen Ausländer" herumschlagen, der noch dazu ein Vaterlandsloser ist!

Aus Ukerlose.

Die deutschen Flottenpatrioten haben mit aller Lungenkraft über Deutschlands Ohnmacht zur See geschrien und in den Kreisen der großen Unternehmer hat ihr Geschrei liebevollstes Verständnis gefunden. Die wüste Agitation für wahnsinnige Flottenvermehrungen scheint sich jetzt in den maßgebenden Kreisen zu der Formulierung einer Vorlage verdichtet zu haben. Mit einer Bestimmtheit, die sichere Informationen voraussetzen läßt, teilt die Norddeutsche Reichskorrespondenz mit, daß man eine Novelle zu erwarten habe, die ein **drittes Doppelgeschwader mit den dazu gehörigen Kreuzern fordern und den beschleunigten Bau** desselben **neben** den in den Flottengesetzen vorgesehenen Schiffsbauten verlangen werde. Eine Verquickung zwischen der neuen Marinevorlage und der verhältnismäßig unbedeutenden Heeresforderung werde unter keinen Umständen stattfinden. Falsch sei es, wenn behauptet werde, man wolle noch länger zögern und die Erfahrungen des ostasiatischen Krieges abwarten. Die Erfahrungen habe man bereits im ersten Teile des Krieges gemacht.

Das Portemonnaie der deutschen Steuerzahlers kann sich also auf eine neue Bescherung gefaßt machen.

Die französischen Genossen.

In Lille tagt seit Montag der Kongreß der „Parti socialiste de France", der linksstehenden antiministeriellen Sozialisten, der ehemaligen, jetzt vereinigten Guesdisten und Blanquisten. Der Parteitag wurde durch einen imposanten Straßenumzug eingeleitet, auf den dann die Vorversammlung folgte. Tags darauf (9. August) begannen die eigentlichen Verhandlungen. Es wurde eine Kommission ernannt, die Sympathie-Adressen für die russischen Genossen, die von den Unternehmern zu Cluses erschossenen Arbeiter u. a. m. entwerfen soll.

Am Nachmittage wurden die Berichte des Parteivorstandes erstattet, die u. a. eine Mehreinnahme von 3223 Franks gegen das Vorjahr ergaben. Die Diskussion über die Tagesordnung des Amsterdamer Kongresses zeitigt zur Frage „Teilnahme der Sozialdemokratie an der Regierung" Annahme der Dresdner Parteitagsresolution der deutschen Genossen, d. h.: Ablehnung jeder Beteiligung!

An die Punkte Kolonialpolitik, Einwanderung und Auswanderung, Generalstreik knüpfen sich lebhafte Diskussionen, deren Kosten von Vaillant, Delory, Chauvin, Dubreuilh, Lafont u. a. (im ganzen über 20 Rednern!) bestritten werden. — Die Sitzung wird um 5 Uhr geschlossen mit der Verlesung von Telegrammen und Adressen, darunter eine von Plechanoff, die der sozialistischen Solidarität Ausdruck gibt und im Anblick des letzten russischen Attentats erklärt, daß unser Kampf nicht den Personen, sondern dem Systeme gilt! —

Deutsches Reich.

Berlin, 12. August. Am Donnerstag empfing der Kaiser in Gegenwart des Reichskanzlers die Abordnung der südwestafrikanischen Ansiedler.

Tante Voß hat sich dazu aufgerafft, dem besten aller Kanzler einen Rippenstoß zu versetzen, den aber Bernhard mit freundlichem Lächeln ertragen wird. Er weiß, daß die Tante Voß ungefährlich ist. Die Vossische schließt eine Betrachtung über den neuen Handelsvertrag, dessen Geheimnisse noch in Bernhards Busen verschlossen liegen: Im übrigen wird sie zeigen, wie das Werk des Grafen Bülow beschaffen ist. Zu den Handelsverträgen des Grafen Caprivi sagte der Kanzler, sie seien eine rettende Tat, ein Merk- und Denkstein, den sich der Reichstag gesetzt habe, ein Fortschritt, den noch kommende Geschlechter segnen würden. Graf Caprivi ermäßigte die Getreidezölle und setzte eine Verminderung der ausländischen Industriezölle durch. Unter der Herrschaft dieser Verträge hat das deutsche Wirtschaftsleben einen beispiellosen Aufschwung genommen. Die Einzelheiten der Bülowschen Verträge sind nicht bekannt, aber man wird kaum fehl gehen, wenn man annimmt, daß sie die entgegengesetzte Tendenz haben; der Erhöhung der deutschen Getreidezölle wird die Erhöhung der ausländischen Industriezölle gegenüberstehen. Es wird sich zeigen, ob dann auch das deutsche Wirtschaftsleben in das Zeichen des Niedergangs tritt oder ob Handel und Industrie stark genug sind, sich trotz **der fehlerhaften Politik einer agrarischen Regierung** stetig weiter günstig zu entwickeln.

Vorsichtig unbestimmter kann man sich nicht gut ausdrücken.

Das neue Mirbachorgan, Scherls Lokalanzeiger, weist zu den Veröffentlichungen der Tremonia, die sich auf Aktenmaterial stützten: „Es ist durchaus falsch dargestellt, daß die Pflegschaft des Prinzen sich jemals geweigert hätte, ihm, als er majorenn geworden war, Rechnung zu legen. Es ist durchaus unwahr, daß die Pflegschaft überhaupt zum Zweck der Vermögensverwaltung bestellt worden war. Sie hat niemals auch nur einen Pfennig des Vermögens zu verwalten gehabt. Dieses wurde, lange Jahre vor Einsetzung der Pflegschaft, dem angesehenen Pariser Bankhause Baillach verwaltet, dessen Inhaber zugleich einer der ersten Notare in Paris ist. Sinn der Pflegschaft war nur, zu verhüten, daß Teile des Vermögens der minorennen Kinder durch ihren Vater, den Grafen Hadebburg, angegriffen wurden. An Versuchen dazu hat es nicht gefehlt. Was nun die Sache mit dem Militärkabinett betrifft, so liegt auch hier eine Verdrehung vor. In Wahrheit verhalten sich die Dinge folgendermaßen: Der Prinz war majorenn geworden, und die Pflegschaft mußte ihm Rechenschaft ablegen. Diese in Empfang zu nehmen, sollte er nach Berlin kommen. Aber der Prinz weigerte sich — wie er später selbst gestand, von seinem Vater hierzu aufgestachelt. Da er damals preußischer Offizier war, so war die Vermittlung des Militärkabinetts lediglich der vorgeschriebene Weg, den Prinzen zur Erfüllung seiner Pflicht anzuhalten. Damit entfällt auch die Behauptung, Fürst Hohenlohe solle erklärt haben, „nichts gegen Freiherrn v. Mirbach machen zu können". Das ist um so widersinniger, als der Fürst mit allen Mitgliedern der Pflegschaft im besten Einvernehmen gestanden und sie stets in jeder Weise unterstützt hat. In die nämliche Kategorie der Verdrehung gehört auch die Mär von dem Revers, den der Prinz angeblich vor Gericht unterschrieben haben soll. Dem Prinzen wurde in Berlin vom Minister Hentig und Freiherrn v. Mirbach einfach die von dem Pariser Bankhause aufgestellte Liste seiner dort verwalteten Vermögensobjekte ausgeliefert, und er quittierte über deren Empfang. Darin stand auch die ganze Rechnungslegung, die die Pflegschaft erstatten hatte. Zur Herausgabe des Vermögens konnte die Pflegschaft das Bankhaus nicht ermächtigen, so lange Prozesse schwebten, die, nebenbei bemerkt, ausschließlich auf Veranlassung der Gläubiger geführt wurden. Daß der Prinz Schwierigkeiten machte, die Rechnungslegung anzuerkennen, findet eine Erklärung darin, daß er glaubte und hierin offenbar wieder von seinem Vater bestärkt wurde, die Pflegschaft habe Vermögensobjekte noch hinter sich."

Wie es heißt, soll „in Kürze" auch eine offizielle Richtigstellung der merkwürdigen Affäre erfolgen. Man darf gespannt sein, was dabei herausbraten wird.

Ein „Idyll" aus Buddes Reich. Ein äußerst peinlicher Vorfall spielte sich auf dem Bahnhof Charlottenburg ab. Dort trat der Lokomotivführer Frenzel, ein etwa 50jähriger Mann, der den Zug nach dem Grunewald fuhr, an den Stationsvorsteher heran und bat, ihn abzulösen. Er habe seit fünfzehn Stunden Dienst getan und sei derart erschöpft, daß er sich nicht mehr auf den Beinen zu halten vermöge. Der Vorsteher befahl ihm, sofort weiter zu fahren, worauf Frenzel bescheiden bat, ihn doch vom Dienst zu entbinden, da er sonst zusammenbreche. Der Vorsteher fuhr ihn an: „Wollen Sie nun fahren oder nicht?!" Frenzel erwiderte: „Ich verweigere den Dienst nicht, Herr Vorsteher, **aber dann lehne ich jede Verantwortung ab!"** „Sie haben

---

„Nein, psia krew, laßt den Bengel in Frieden!"

„Laßt uns das Hündchen hängen ans Scheunentor! Nagelt es an durch Hände und Füße!"

„Reißt ihm die Kaldaunen aus dem Bauche, dem Herrensohn!"

„Was fällt euch ein? Sünde wäre das! Wollt ihr ins Fegefeuer kommen?"

„Sünde?! Fegefeuer?! He, ihr seid wohl toll?! Gott der Herr wird sich freuen, wenn er vom Himmel schaut und sieht das!"

„Wir leiden es nicht!"

„Aber wir!"

„Nein, niemals!"

Zankend schrien die Stimmen untereinander.

„Fürchte dich nicht, kleines Herrchen," sagte Häusler Jezierski und bemühte sich, deutsch zu sprechen. „Hab' ich Kinderlein w domu — zu Hause — dürfen sie dir nicks tun, sag' ich!"

Für Momente hatte es um den Kindermund gezuckt wie von nahendem Weinen. Die Wimpern hatten geblinzelt, die Augen wollten sich zupressen angesichts der drohenden Gefahr. Nicht alles hatte Hanns-Martin verstanden, doch immerhin genug; er sah die wild erhitzten Gesichter und die Arme, die sich nach ihm ausstreckten, und eine Angst wollte ihn beschleichen.

Aber nun, da er eine gutmütige Stimme hörte, lächelte er tapfer. Vertrauend faßte er die Hand des fremden Mannes: „Sie werden nicht leiden, daß man uns was tut, meinen Brüdern und mir, nicht wahr? Mein Vater wird Ihnen Geld dafür geben, aber ich werde Ihnen die schönen bunten Ostereier geben, die er mir mitbringt. Und meine Brüder sollen Ihnen auch von ihren Ostereiern geben für Ihre Kinder. Bitte, sagen Sie den Leuten doch, daß die nach Hause gehen!"

Drinnen im Flur ertönte jetzt ein jämmerliches Gekreisch. Die kleineren Doleschals wollten ihrem ältesten Bruder nach; vergebens versuchten Pelasia und die jetzt auch zum Vorschein kommende, vor Furcht ganz fassungslose Gouvernante, sie zu halten.

„Höre!" sagte Hanns-Martin, „wie sie weinen! Die haben Angst. Ich habe keine Angst!"

Er reckte sich auf den Zehen und warf den Kopf in den Nacken.

„Brauchst auch keine Angst zu haben, Herrensohn!"

Irgend jemand sagte es, und ehe der Knabe sich's versah, hatte ihn sein Freund, der ein breitschulteriger und stattlicher Mann war, emporgehoben. Hanns-Martin strampelte mit den Beinen: nein, auf den Arm wie ein kleines Kind wollte er nicht! Aber es half ihm nichts, auf die Schulter mußte er.

„Paniczek, sage du ihnen, und sie werden gehen! Sage du ihnen, daß du geben wirst deine bunten Ostereier, und sie werden dir danken!"

Der Knabe besann sich nicht lange, fühlte er sich nun doch viel sicherer hoch oben auf der breiten Schulter. Vergnügt lachte er, ein wenig ängstlich und doch stolz zugleich, wie einer, der zum erstenmal ein feuriges Roß unter sich fühlt.

„Geht nach Hause!" rief er keck. „Meine kleinen Brüder sind müde, wir möchten gern ruhig schlafen. Ich gebe euch auch die bunten Ostereier, die ich kriege — ja, ja!" Er nickte eifrig, als er in die Gesichter sah, die ihn ungläubig anstarrten, und legte dann, ganz ernsthaft, die Kinderhand aufs Herz. Mit einem Ausdruck über seine Jahre sagte er:

„Was ich versprochen habe, halt' ich auch. Ihr kriegt sie, auf Ehre!"

Es war so still gewesen bei den Worten des Knaben, daß der Inspektor einen neuen, noch heftigeren Ausbruch von Wut fürchtete; unheimlich dünkte ihn diese Stille. Mit einer gewaltigen Anstrengung gelang es ihm jetzt, auf die Knie zu kommen; jetzt setzte er den ersten Tritt auf die Erde — hin, hin um jeden Preis, sich hinstellen vor den tapferen Jungen und ihn schützen! Wenn sie dem was tun würden, dann —

Er erschrak fast. Ein Gelächter war plötzlich losgebrochen. So einmütig aus allen Kehlen kam es und so überraschend, daß es ihn förmlich packte.

Er taumelte und sank wieder auf die Knie. Wie im Traum hörte er sie alle untereinander schreien.

„Was, was sagt das Herrchen?!"

„Bunte Ostereier will er uns schenken, sagt er!"

„Guter paniczek!"

„Ein Liebling ist er, ein Herz von Gold!"

„Ostereier will er uns schenken, das Bürschchen! Seine Ostereier, die er geschenkt kriegt! Daß die heilige Mutter ihn segne!"

Wie vorhin, so drängte auch jetzt die Rotte gegen die Freitreppe an. Wie vorhin, so blitzten auch jetzt die Augen, wie vorhin, so streckten sich auch jetzt die Hände aus. Aber Inspektor Hoppe konnte ruhig auf den Knien liegen bleiben und starren und starren mit weitgeöffneten, erstaunten Augen. Diese Hände, diese heftig gestikulierenden, sich reckenden Arme, wollten jetzt den Herrensohn nicht mehr herunterreißen, sein Blut nicht mehr vergießen am Scheunentor.

„Kleiner paniczek! Lieber paniczek! Goldener paniczek!" Ein Durcheinander von Zärtlichkeiten schwoll zur Schwelle des Herrenhauses empor.

„Die heilige Dreieinigkeit soll ihn hüten!"

„Daß er gesegnet sei mit goldenen Aehren und langen Jahren!"

„Daß er groß wachse wie ein Baum und Schatten gebe!"

„Daß er lebe: hoch!"

Jezierski hatte das geschrien und sich hochgereckt unter der leichten Last, die seine starken Schultern nicht spürten. Den Hut vom Kopf reißend, schwenkte er ihn mit gellendem Jauchzen. Und gellendes Jauchzen gesellte sich dem seinen.

Weithin tönte es durch die Nacht, ein Jauchzen, das Tote hätte, Tote zu erwecken. Ueber den Hof, übers Herrenhaus weg, über den See hörte das der Łysa Góra.

„Der junge gnädige Herr soll leben! Er lebe hoch! Hoch!"

Jetzt knarrten die Stalltüren, jetzt ließen die Forken sich sehen, und auch des Stellmachers Stimme wurde laut an der Schmiede:

„Holla, was ist denn da los?!"

Nun bedurfte man dieser Hilfe nicht mehr.

Des Inspektors Augen wurden starrer und starrer. Er wußte nicht, wie ihm geschah. Sah er denn recht: das deutsche Kind hoch auf polnischen Schultern?! Und schwielige Männerhände, hart wie Eisen vom Lenken des Pfluges, vom Führen der Sense, reckten sich liebkosend nach der weichen Kinderhand.

Ein Schauer überlief den alten Mann. Eine Erregung